Mad Girl and Sociopath's Meeting

Harley x Mr. J

Von MadameFleurie

Kapitel 3: Auf Augenhöhe

Hatte ich zu Beginn meiner Tätigkeit in Arkham noch Bedenken, ob ich überhaupt in der Lage sein würde, den Druck, den ich mir damit selbst auferlegte, stand zu halten, so sind inzwischen vier Monate ins Land gegangen, ohne, dass etwas geschehen wäre, dass das Gegenteil bewiese. Ich war in der Lage, mein bisheriges Leben hinter mir zu lassen, verabschiedete mich vollends von dem Gedanken, dass das Leben planbar sei, und fügte mich in meine neue Rolle als Psychiaterin in einer der berüchtigtsten Psychiatrien des Landes. Bislang verlief alles reibungslos, ich habe einige feste Patienten, ein paar stationäre, ein paar ambulante, jedoch keinen aus dem Hochsicherheitstrakt. Es sind Patienten, die zwar in ihrer Welt gefangen sind, mich mit ihren Aussagen über jedes noch so kleine Problem jedoch zu Tode langweilen. Da wäre dieser Fundamentalist, der von nichts anderem redet, als von Erscheinungen der heiligen Jungfrau Maria, die ihm erscheinen, wenn er nahezu ahnungslos auf der Toilette sitzt, und Mister Walkers, der seit vier Jahren felsenfest davon überzeugt ist, die Reinkarnation Napoleon Bonapartes zu sein. Man sieht ihn öfter mit der Biographie seines Idols in der Hand durch die Gänge schleichen, während er leise wirres Zeug in seinen langen, weißen Bart murmelt. Er ist ein Patient. Mehr nicht. Und sobald ich sein Behandlungszimmer verlassen habe, ist er aus meinen Gedanken verschwunden. Genau wie Waterloo messe ich ihm keine sonderlich hohe Priorität zu. Die meiste Zeit auf Station verbringe ich allein. Die Gesellschaft meiner Kollegen ist mir absolut zuwider. Es ist offensichtlich, dass ein Großteil der hier arbeitenden Ärzte bereits längst an ihrem Beruf zerbrochen ist. Sie sind abgestumpft, nicht mehr zugänglich für die Impressionen und inneren Konflikte ihrer Patienten, schleichen gelangweilt durch die mental ergiebige Welt Arkhams und wirken genau so alt und leblos wie ein Großteil des hier verwendeten Inventars. Es ist kein Wunder, dass die Insassen des Hochsicherheitstraktes keine Fortschritte machen, wenn die Ignoranz der behandelnden Ärzte keinen zulässt. Ständig konfrontiert mit diesen negativen Beispielen psychiatrischen Daseins, kann ich froh sein, jung und frisch wie ich bin, alles daran zu setzen, um niemals so zu enden wie sie. Ich kann von mir sagen, dass ich mit den Patienten, die der Staat mir anvertraut, auf einer Wellenlänge bin. Ich bin in der Lage, durch ihre Masken, die sie Tag für Tag tragen, zu dringen, und verstehe, dass sie ein Opfer der Gesellschaft sind. Sie sind nicht so geboren worden. Sie wurden zu dem gemacht, was sie sind. Von Menschen, die hart und kalt sind, Menschen, die in erster Linie an sich selbst denken und dann an ihre Mitbürger, Menschen, die Gefallen daran finden, andere Menschen zu Grunde zu richten.

Der Joker ist das beste Beispiel für diese niederdrückende gesellschaftliche Grausamkeit. Niemand war bisher in der Lage, den gezeichneten Menschen hinter der entstellten Fassade zu erkennen. Niemand außer mir. Ich habe gesehen, dass auch er nur jemand ist, der sich in seinem Inneren nach Liebe sehnt, habe die Ahnung, dass diverse traumatische Einwirkungen auf seine Jugend den Hass in ihm hervor gerufen haben, der ihn durchs Leben treibt. Traumata, die in ihm den Selbsthass weckten, der ihn nun Tag für Tag dazu bringt, seine Narben hinter einer dicken Schicht Theaterschminke zu verstecken und andere das fühlen zu lassen, was man ihm in frühster Jugend zugefügt haben muss.
Natürlich war ich selbst überrascht. Ich ging durchs Leben, vollgestopft mit Vorurteilen und Stereotypen, so, wie viele andere US-Bürger in meinem Alter auch. Mörder waren große, breitschultrige Halunken, Serienmörder durchtrieben, sehnig und auf eine schmierige Art und Weise charmant. Ich hatte schon früher von dem Joker gehört – und nach dem Tod meines Lebensgefährten wurde mir klar, dass er die Prinzipien des Lebens verstanden hatte. Ich verstand, dass nichts planbar ist, dass alles ohnehin anders kommt, als es einem beliebt. Einer der Hauptgründe, warum ich mich bei Arkham bewarb, war der Joker. Alles in mir trieb mich, zu überprüfen, ob meine Annahme der Wirklichkeit entsprach. Und verdammt nochmal, ich wurde nicht enttäuscht. Er ist ein interessanter Charakter, komplexer und tiefer als all meine anderen Patienten. Ich verbringe jede freie Minute an seiner Zelle, um mich näher mit ihm zu befassen, und es scheint, als würde ihm meine Anwesenheit nicht missfallen.
Unterhielten wir uns anfangs noch einseitig – ich klapperte die übliche psychiatrische Liste an Fragen ab, die man einem Patienten stellt, so wendete sich das Blatt mit der Zeit. War ich es zu Beginn, die Informationen aus ihm herausquetschte, begann er nach einiger Zeit, mir Fragen zu stellen. Ich blockte ab, denn dies war etwas, womit ich nicht gerechnet hatte. Ich wusste nicht, was ich antworten sollte, ob es überhaupt richtig war, zu antworten. Aber er blieb hartnäckig, und so hatte ich eines Tages einen Punkt erreicht, an dem ich mir sicher war, dass es nicht schaden könnte, auch ein wenig von mir preiszugeben. Er reagierte anders, als zuerst von mir erwartet. Mit Feingefühl und Takt, auf seine angeschlagene und morbide Art. Und er war der erste, der es, nach so langer Zeit, endlich wieder schaffte, mich zum Lachen zu bringen. Von seiner Vergangenheit jedoch erzählte er mir nur sehr wenig. Wenn ich mehr wissen wolle, müsste ich ihn schon in den Therapieraum einladen – etwas vollkommen ausgeschlossenes, brauchte man für eine Therapie mit jemandem aus dem Trakt langjährige Berufserfahrung, Empfehlungsschreiben und diverse Genehmigungen. Doch ich wusste, eines Tages würde es so weit sein. Dann würde ich den Joker therapieren, und mit ihm in seinen wirren Gehirnwindungen herumstochern.
Endlich, nach Ewigkeiten von Einsamkeit und Isolation war da wieder jemand, der mich verstand.
Wenige Monate später dann erwartete er mich breit schmunzelnd an der Panzerglasscheibe seiner Zelle. Ich war irritiert, hatte ihn schon länger nicht mehr so gut gelaunt gesehen. Er wandte sich von mir ab, kramte in einer seiner Schubladen herum und presste anschließend ein Schreiben seines Anwaltes gegen die Scheibe. Die Klinikleitung unter Jeremiah Arkham, hieß es da, habe sich beschlossen, ihn erneut zu Forschungszwecken einem Psychiater zu unterstellen. Wer, sei noch offen, scheinbar rissen sich nicht viele um ein Stelldichein mit dem Clownprince of Crime. Ob das nicht die perfekte Möglichkeit für mich wäre, fragte er mich breit grinsend, und nannte mich dabei mit dem Spitznamen, den er mir bereits bei unserer ersten Begegnung verpasst hatte – Harley Quinn. Ich musste lachen, ging ich nicht davon aus,

auch nur die geringste Chance zu haben, diesen einmaligen Therapieplatz selbst zu ergattern. Am selben Abend dann erfuhr ich, dass man mich vorgeschlagen hatte. Ich fiel aus allen Wolken. Scheinbar hatte das Wachpersonal, welches mein tägliches Kommen und Gehen stets beobachtete, meine ständigen Konversationen mit dem Joker als gutes Zeichen bewertet und eine meiner Vorgesetzten darauf aufmerksam gemacht. Sie fing mich ab, als ich die Klinik nach Schichtende verlassen wollte, und fragte, ob ich Interesse hätte. Ich bejahte dies natürlich. Was auch sonst. Mit dem Joker auf Augenhöhe, noch dazu in einem Raum – was wollte ich mehr?
Und so landete meine Akte mal wieder auf Jeremiah Arkhams Schreibtisch. Samt Empfehlungsschreiben. Meine Vorgesetzte schrieb ihm, dass ich einen überdurchschnittlich guten Draht zu ihm hätte, eine „Art von Verbundenheit, die man beim Joker in all seinen Aufenthalten in Arkham noch nicht hätte ausmachen können". Dass sie dies selbst nur durch Hörensagen in Erfahrung gebracht hatte, lies sie großzügiger weise aus. Mein Antrag wurde angenommen, man gestatte es mir tatsächlich, mich näher und noch dazu bezahlt mit dem Joker zu befassen. Ich weiß noch, dass mir mein Herz beinahe aus der Brust sprang, als man mir das Schreiben mit der normalen Morgenpost aushändigte. Direkt bin ich in den Trakt, und habe es dem Joker unter die Nase gehalten – er hat sich gefreut. Da bin ich mir sicher.

Seitdem sind zwei Wochen vorüber gegangen. Man hatte mir Datum und Uhrzeit mitgeteilt. Dann war es endlich so weit gewesen. Ich meldete mich bei der Rezeption und ließ mich von dort in einen der Vorräume bringen. Dort wurde ich von zwei Männern in schwarz begrüßt. Ja. Und jetzt …. Bin ich hier. Ich, in der Mitte von diesen zwei Schränken in zu engen schwarzen Anzügen, geschmückt mit Sonnenbrillen und Funkgeräten. Sie eskortieren mich, oder viel mehr achten sie darauf, dass ich keine Dummheiten mache. Man gab mir ein Mikrophon, das ich an meinem Kittel befestigen sollte, natürlich nur für den Fall, dass der Joker gewalttätig wurde. Des Weiteren erhielt ich, zum ersten Mal in meinem Leben, die Akten von ihm. Genau genommen war es lediglich die aktuellste, sein Bestand füllt mittlerweile einen ganzen Aktenschrank. Schweigend blättere ich darin herum, lese Diagnosen, die verworfen Wurden, Mutmaßungen, Notizen, Fehler. Ein paar Fotos befinden sich darin. Ich nehme eines heraus und halte es in der Hand. Als die Security nicht genau hinsieht, rutscht es – ganz versehentlich natürlich – in eine Tasche meines Kittels.
Die Gänge, die wir passieren, sind steril und kalt. Man hat die Wände nur notdürftig verkleidet, hier und da blinkt Aluminium, die Klimaanlage ist eingeschaltet. Die Luft trocken, die Räume eng. An jeder Tür, die wir passieren, müssen wir uns ausweisen. Das ist also das Innenleben des Hochsicherheitstraktes. Das sind die Räume, die der Joker sieht, wenn man ihn hier einliefert. In mir zieht sich alles zusammen. Zustände sind das, aber keine menschenwürdigen Unterbringungsmethoden!
Ich lass mir von meiner Wut nichts anmerken. Viel mehr folge ich meinen Begleitern schweigend und mit einem flauen Gefühl im Magen. Viel zu lange musste ich auf diesen Moment warten. Meine Begleiter sprechen kein Wort mit mir. Irgendwann dann – es scheint mir, als seien wir Ewigkeiten durch die schmalen Gänge und Gassen geirrt – betreten wir einen kleinen, stickigen Raum. Ich kann ein paar Polizisten ausmachen, hinter einem Fenster befindet sich ein weiterer Pförtner. Direkt vor mir, zwei oder drei Meter von mir entfernt, eine große Tür aus Metall. Es scheint, als würde sie elektronisch geöffnet und geschlossen werden. Einer meiner Begleiter schlendert zu dem Pförtner und deutet mir, ihm zu folgen. Dort angekommen, tippt er gegen die Scheibe. Sie wird aufgeschoben.

„Harleen Quinzel“, stellt dieser mich, mit einer tiefen und sonoren Stimme, vor. „Sektor 7G. Hat heute ein kleines Date mit dem Joker.“ Die Zynik in seiner Stimme entgeht mir nicht.
„Wann?“ Der Pförtner, weiß, ende vierzig, sieht ihm nicht einmal ins Gesicht, bevor er in den Akten blättert und überprüft, dass ich auch angemeldet bin. Schweigend tippt er etwas in seinen Computer. Er verlangt nach meinem Ausweis, den ich ihm, wenn auch widerwillig, überreiche. Im Austausch übergibt er mir eine in Folie eingeschweißte ID-Karte.
„Melden Sie sich nach der Therapiestunde hier, dann erhalten Sie ihre Papiere zurück. Passieren Sie den Eingang – der Joker wartet in Raum drei auf Sie.“
Ich nicke, dann öffnet sich die Tür mit einem leisen Surren. Ich gehe hindurch, meine beiden Bewacher folgen mir auf Schritt und Tritt. Ich finde mich in einem winzigen Flur wieder, von dem aus man diverse Behandlungsräume betreten kann. Es ist totenstill hier drin. Neben den Türen befindet sich eine Eingabevorrichtung. Ich platziere mich vor der richtigen Tür, und öffne sie mit meiner ID-Karte. Automatisch wird sie geöffnet, ich trete ein. Allein. Dann wird sie hinter mir geschlossen.
Anschließend befinde ich mich in einem Raum von weniger als zehn Quadratmetern. Die Wände sind mit Metall verkleidet, in der Mitte befinden sich ein kleiner Tisch und zwei Hocker mit abgerundeten Ecken. Beide sind im Boden verankert. Die Atmosphäre ist kühl, alles wirkt sehr steril und wenig auf die Bedürfnisse der Patienten ausgerichtet. Langsam wende ich mich um, damit ich jeden Winkel des Raumes erfassen kann. Schräg hinter mir befindet sich eine Überwachungskamera – sie dient dazu, jede Bewegung des Jokers aufzuzeichnen, von mir wird man lediglich den Rücken sehen können. Aber von ihm selbst – keine Spur.
Die Nervosität kriecht mir in die Brust, als habe sie nur darauf gewartet, dass man mich allein in einem reizarmen Zimmer zurücklässt. Noch immer habe ich nicht wirklich realisiert, dass ich gleich auf den Joker treffen werde, und dass sich, entgegen der sonstigen Gewohnheit, keine Glasscheibe zwischen uns befinden wird. Ich könnte ihn berühren, wenn ich nur wollte – natürlich werde ich es nicht tun. Was soll man von mir denken? Stattdessen zupfe ich das kleine Mikrophon, welches ich mir noch vor wenigen Minuten an den Kittel heftete, ab, und lasse es in eine der unzähligen Kitteltaschen fallen.
Beinahe ängstlich, wartend, bleibe ich vor der Tür stehen. Ich könnte mich hinsetzen, die Akten noch einmal durchsehen und mein Arbeitsmaterial zurechtlegen, doch ich kann mich nicht von der Stelle rühren. Nicht, bevor er endlich den Raum betreten hat. Mein Körper steht unter Strom, ich weiß, dass Adrenalin dafür sorgt, dass mein Herz ein wenig schneller schlägt. Ganz ruhig, Harley, schießt es mir durch den Kopf. Wenn er erst einmal da ist, wird die Aufregung wie weggeblasen sein.
Minuten vergehen. Nichts rührt sich. Der Adrenalinanteil in meinem Blut erhöht sich nach und nach, klares Denken ist nahezu unmöglich geworden. Mit zitternden Fingern greife ich in die Jackentasche meines Kittels und ziehe vorsichtig das Foto hervor. Es ist ein Schnappschuss des Gotham City Police Departments, und zeigt einen vollkommen heruntergekommenen Joker. Er trägt orangene Gefängniskleidung, die Hände hat man ihm gefesselt, er scheint grob abgeschminkt worden zu sein. Grün getöntes Haar, das die ursprüngliche Farbe nur schwach überdecken kann, fällt ihm strähnig und lockig ins Gesicht, welches seitlich abgewandt ist. Scheinbar hat er sich geweigert, in die Kamera zu schauen, der Blick ist grimmig auf etwas geheftet, dass sich unweigerlich außerhalb des Fotos befindet. Er sieht zerbrechlich aus, mein Mister J, gebrochen. Jemand, der nur schwer die Schmach der Niederlage ertragen kann. Vor

seiner Brust befindet sich die Häftlingsnummer. Ein schwaches Lächeln huscht über meine Lippen, und ich fahre mit den Fingerspitzen langsam über die glatte Oberfläche des Fotopapiers. Als ich Stimmen auf dem Gang höre, stopfe ich es zurück in die Tasche und presse die Akten schutzsuchend vor meine Brust.
Es sind rüde Worte, die draußen gesprochen werden, und auch, wenn ich nicht verstehen kann, was genau sie sagen, so kann ich die Botschaft doch verstehen. Das ist Hass. Geballter Hass. Es läuft mir kalt den Rücken herunter, als das Summen der Tür erklingt, und meine zwei ehemaligen Begleiter in schwarz den Mann herein bringen, auf den ich die ganze Zeit sehnlichst gewartet habe. Ruhig, auf den richtigen Moment wartend, schleicht der Joker in den kleinen, kalten Raum. Mein Herz macht einen Hüpfer, nur, um sich anschließend schmerzlich zusammen zu ziehen. Er steckt, wie immer, in dieser schrecklichen grauen Anstaltskleidung, die ihn noch blasser macht, als er ohnehin schon ist. Die Hände hat man ihm mit Handschellen auf den Rücken geknebelt. Meine Begleiter halten ihn an den Oberarmen fest, ihr Griff schneidet ihm, dass sehe ich von hier, ins Fleisch. Sie wollen nicht, dass er sich auch nur um einen Zentimeter mehr bewegen kann, als sie es für richtig halten. Er geht ein wenig gebeugt, sein Haar verdeckt Stirn und Augen, doch ich weiß, dass sein Blick auf mir ruht. Er ist ungeschminkt – was hatte ich auch anderes erwartet. Es bricht mir das Herz, ihn so zu sehen. Unter solchen Umständen bleibt von seinem Charme und seiner Selbstsicherheit nichts übrig. Es ist zu bitter.
Unsicher räuspere ich mich. Mein Herz hämmert gegen die Brust, Schweiß tritt auf meine Stirn und mein Mund wird staubtrocken. Ich muss die Fassung bewahren, also krallen sich meine Fingernägel in die hellbraune Pappe des Aktenordners. Noch immer dicht am Ausgang, beobachte ich schweigend, was dort vor sich geht.
Die Männer in schwarz setzen ihn auf den Metallhocker, der seinem Ausgang am nächsten ist, und nehmen ihm dort die Handfesseln ab. Die Fußfesseln verbleiben. Auch, wenn ich darum gebeten habe, dass er während unserer Sitzung vollkommen uneingeschränkt ist, was seine Bewegungsfreiheit angeht, so ist ihnen meine Sicherheit in dieser Situation wohl wichtiger. Nun ja. Die Klinik fürchtet sich wohl eher vor einer Klage meinerseits. Verärgert beiße ich mir auf die Unterlippe. Vielleicht nehmen sie ihm die ja doch noch ab, wenn die ersten Therapiesitzungen erst einmal ruhig verlaufen sind. Die Herren, die nun mit der „Entfesselung des Jokers“ ihre Arbeit getan sehen, nicken mir zu, dann verlassen sie den Raum. Mit leisem Zischen schließt die Tür. Wir sind allein.
Joker reibt sich die Handgelenke, die eine leuchtende, rote Linie aufweisen. Scheinbar waren die Fesseln um einiges zu eng. Er reckt sich, streckt sich, lockert die Arme und verschränkt sie dann auf dem Tisch, während seine Augen ruhelos durch den Raum huschen. Mit Sicherheit ist er nicht zum ersten Mal hier. Sein Blick bleibt an der Kamera hängen und zaubert ihm ein Lächeln auf die Lippen, dann schaut er hinüber zu mir. Innerlich zucke ich zusammen, spüre, wie Blut in meine Wangen schießt. Ich bin nicht fähig, mich zu bewegen, und wenn ich es genau betrachte, so bin ich mir sicher, dass mein Herz gerade stehen geblieben ist. Mister J bemerkt diese Unfähigkeit, und sein Lächeln verwandelt sich in ein breites Grinsen. Die Fingerspitzen seiner rechten Hand fahren über die zerkratzte Oberfläche des Tisches, doch seine Augen ruhen auf mir. Er sieht aus wie ein Raubtier, dass geduldig seine Beute beobachtet und in ihr, trotz allem inneren Widerstandes, eine Gefährtin sieht.
„Harley Quinn“, schmunzelt er mit seiner tiefen, sonoren Stimme und sofort fällt jede Anspannung von mir ab. „Verbringen wir unsere kleine Therapiestunde im Stehen oder lässt du dich endlich dazu herab, dich zu mir zu setzen?“

Ein Lächeln wandert über mein Gesicht.
Oh Mister J.

++++++++++++++++

In wenigen Tagen folgt das nächste Kapitel - die beiden gehören absolut zusammen! Wenn ihr es bis hier hin geschafft hab - vielen Dank fürs Lesen und ich hoffe, ihr hattet so viel Spaß dabei wie ich beim Schreiben.

Kommentare sind natürlich immer erwünscht :]

-J.